

GLOBUS

Illustrierte
Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

Vereinigt mit den Zeitschriften „Das Ausland“ und „Aus allen Weltteilen“

Begründet 1862 von Karl Andree

Herausgegeben von

H. Singer

Dreiundneunzigster Band



Braunschweig

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn

1908

handeln auch die Fulbe. Ihre Rinder sind ihnen zwar nicht durch Händler, sondern durch die Seuche genommen worden, aber das Endresultat war das gleiche, eben der Verlust der Rinder mit Einschluß der Kühe und Kälber, und auch die Wirkung auf ihre ehemaligen Besitzer war die gleiche: sie versuchten, sich durch Beraubung der Heidendörfer zu bereichern. Letzteres ist nun allerdings nicht lediglich die Folge des Viehverlustes gewesen, denn Bekriegen der Heiden, um Sklaven zu rauben, ist bei allen Fulbe ein ganz gewöhnliches Unternehmen; wohl aber kann der Viehverlust sie zu besonders häufigen Raubzügen veranlaßt haben, um sich die Mittel zum Neuerwerb von Rindern zu verschaffen. Denn ein Pullo ist wie ein Herero ohne Vieh ein Proletarier, und wie bei uns ein Mensch infolge Verlustes seines Vermögens Selbstmord begehen kann, so können auch die viehzüchtenden Naturstämme durch Verlust ihres Viehes zum Äußersten gebracht werden, obwohl sie nach unseren Begriffen gar nicht ärmer geworden sind; denn wirtschaftliche Ausbeutung kennen sie nicht; sie genießen wohl die Milch der Kühe, aber für diese könnten sie allenfalls Ersatz finden. Es ist lediglich das Bewußtsein, ihren Schatz verloren zu haben, das sie so sehr irritiert.

Etwas muß er sein eigen nennen,
Oder der Mensch wird morden und brennen.

Daher wäre es auch ein schlimmer Fehler, wenn man bei den Fulbe Viehwirtschaft nach europäischem Muster

einzuführen suchte. Sie haben für Viehverkauf nur insofern Verständnis, als sie gegen die Tiere andere von ihnen als Schätze geachtete Waren eintauschen können: Pferde, Weiber, Sklaven. Gerade im Gegenteil müßten die Herden der Lamidos, auch wenn sie schon sehr zahlreich sind, noch weiter vergrößert werden. Damit würde die Kolonialverwaltung ein Mittel gewinnen, sich die Fulbefürsten dienstbar zu machen. An ein Sinken des Viehpreises infolge Überproduktion ist nicht zu denken, wie überhaupt die wirtschaftlichen Gesetze der Kulturvölker für die Thesaurierung keine Geltung haben. So könnte also die richtige Ausnutzung der Viehpolitik bei den Fulbe der europäischen Kolonialpolitik manchen Nutzen bringen, doch schließe man daraus nicht gleich auf eine große Blüte des Sudans. Erheblich wichtiger ist, daß wir durch ihre Berücksichtigung mit Sicherheit vor ähnlichem Unglück, wie es die Unkenntnis der Viehthesaurierung in Südwestafrika angerichtet hat, bewahrt werden können. Die Wirtschaft bildet die Lebensbasis für alle Menschen, ob man sie zu den Natur-, Halbkultur- oder Kulturvölkern zählt, sie ist aber bei den letzteren so grundverschieden von der bei den beiden ersteren, daß man den denkbar schwersten Fehler begeht, sobald man europäische Verhältnisse auf afrikanische überträgt. Wenn die Ethnographie auf diesem Gebiete aufklärend wirkt, braucht sie sich nicht mehr darauf zu beschränken, ihre Forschungsergebnisse in Museen und gelehrten Zeitschriften zu thesaurieren.

Die Cayuás.

Von Gustav von Koenigswald.

Mit 6 Abbildungen ¹⁾.

Zur Zeit der Entdeckung Amerikas war das weite Gebiet des La Plata-Stromes fast ausschließlich im Besitz der vielen und volkreichen Guaraniestämme, die unter sich uneinig und miteinander verfeindet in ihrer Spaltung dem Vordringen der Spanier wenig Widerstand leisten konnten und bald zur Unterwerfung gezwungen wurden.

Die von den spanischen Eroberern betriebene und später von den Jesuiten fortgesetzte Zivilisierung und Bekehrung der unterjochten Indianer führte zu dem Aufbau der großen Reduktionen, die zeitweilig von mehreren hunderttausend Guaraniens besetzt waren. Der Jesuit Dobrizhoffer, der 18 Jahre als Missionar in Paraguay tätig war, erwähnt ²⁾, daß die Jesuiten bei ihrer 1768 erfolgten Ausweisung 32 Reduktionen mit ungefähr 100 000 christlichen Guaraniens zurückließen, und daß ihre Gesellschaft während der Zeit ihrer Tätigkeit (1610 bis 1768) insgesamt 702 068 Guaraniens taufte, wobei aber die von den kriegerischen Paulistanern im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts zerstörten 22 Reduktionen mit über 300 000 bekehrten und zum größten Teil in die Gefangenschaft nach S. Paulo und Rio de Janeiro geschleppten Guaraniens nicht eingeschlossen sind.

Mit der Entfernung der Jesuiten fiel das strenge Regiment, das diese über ihre indianischen Untertanen geführt hatten, aber auch zugleich der Schutz gegen die Anmaßungen der Weißen, die bis dahin in den Missionen

nicht geduldet waren. Bei den vielen Kriegszügen und Revolutionen wurden die armen Indianer von den spanischen Machthabern zu Tausenden aus ihren Flecken geholt und zum Heerdienste gepreßt. Die Folge dieser Kriegswirren war eine allmähliche Entvölkerung der Missionen, die teilweise zerstört wurden oder verfielen, während in anderen durch Zuzug von Weißen und deren Vermischung mit den Indianern jene Mestizenrasse entstand, die noch in der jetzigen Bevölkerung des unteren und namentlich des mittleren Stromgebietes des La Plata sehr stark vertreten ist. Ganze Völkerschaften sind hier eingegangen, von denen wir wenig mehr als den Namen kennen. Von verschiedenen Stämmen existieren noch hin und wieder kleine und ziemlich reinblütige Reste, aber diese Leute sind durch die Berührung mit den Weißen und die veränderten Existenzbedingungen den Sitten und Gebräuchen, selbst der Sprache ihrer Vorfahren meist so fremd geworden, daß man von ihnen keine Rückschlüsse auf die ethnographischen Verhältnisse der Urbevölkerung ziehen darf. Nur in den weit in das Innere vorgeschobenen, schwer zugänglichen Gebieten treffen wir auf Stämme, die sich stets von den Weißen abgeschlossen hielten und in ihrem ursprünglichen oder in einem halbzivilisierten Zustande beharren und ihren alten Bräuchen nachhängen. Diese Wilden halten wenig von Zivilisation und Christentum, die ihnen nur Arbeit und Ungemach bringen, und setzen alles daran, um sich ihre Unabhängigkeit zu wahren.

Die feindliche Haltung und das Mißtrauen dieser Horden gegen alles Fremde hat ein eingehendes Studium ihrer Lebensgewohnheiten sehr erschwert, so daß da unsere Kenntnisse große Lücken aufweisen. Dies gilt selbst von bedeutenden Stämmen, die seit Jahrhunderten

¹⁾ Herr Franz Heiler in Hannover hatte die Güte, mir die von ihm 1872 am unteren Tibagy aufgenommenen Photographien, denen die Abb. 1 und 2 zugrunde liegen, nebst einigen interessanten Notizen zur Verfügung zu stellen, wofür ich ihm hier meinen besten Dank ausspreche.

²⁾ Martin Dobrizhoffer, Geschichte der Abiponer, Bd. 3, S. 504 bis 506. Wien 1783/84.

bekannt sind und an der Kulturgrenze leben, wie den Cayuás, die von jeher im nördlichen Paraguay und dem anschließenden südlichen Matto Grosso ansässig gewesen sind. Hier hatten diese scheuen Wilden in den waldreichen Gebirgen, besonders in den Sierras de Caá-Guazú, Mbaracayú und Amambay und an den Rios Monday und Acaray, einen vor den Nachstellungen ihrer Feinde sicheren Aufenthalt, bis das weitere Vordringen der Weißen und die Kriegswirren zum Anfang des vorigen Jahrhunderts auch sie beunruhigten und ihren teilweisen Abzug nach dem Osten bewirkten, wo sie sich am unteren Rio Paranapanema festsetzten. Ihre Zahl muß recht beträchtlich gewesen sein, denn sie dehnten ihre Streifzüge nördlich bis über den Rio Peixe (Staat S. Paulo), südlich bis weit über den Rio Ivahy aus, in ein Gebiet, das ihnen neuerdings durch ihre Todfeinde, die Corôados, bedeutend eingeschränkt worden ist.

Bevormundung widerstreben ganz und gar dem Charakter dieser unabhängigen Naturkinder, und es ist deshalb nicht zu verwundern, daß die Zahl der Aldeados immer kleiner geworden ist und viele von ihnen, selbst die dort Geborenen, wieder in die Wildnis zurückgekehrt sind.

Die Cayuás³⁾ — „Waldmensen“ — sind, wie ihr Name schon andeutet, Waldindianer, die von allen Seiten von kriegerischen Nachbarstämmen, wie den Guaycurús (Mbayas), Apiacás, Chavantes und Corôados angefeindet und bedroht, in schwer zugänglichen Sumpf- und Bergwäldern ein zurückgezogenes Leben führen. In Paraguay werden sie deshalb Montesés oder Montarazes (Bergindianer), von den Brasilianern wegen ihrer großen Geschicklichkeit im Rudern auch Canoeiros (Kanüleute), in der Lingoa Geral Ubayhas genannt.

Die Sprache⁴⁾ der Cayuás ist ein Dialekt des alten Guaranies, dem die durch die Jesuiten eingeführten ver-



Abb. 1. Cayuás.

Mehrfach sind von den Jesuiten und später auch von Paraguay und Brasilien Versuche zur Zivilisierung der Cayuás unternommen worden, die jedoch wenig Erfolg hatten. Im Jahre 1855 ließ die Regierung von Paraná auf den Ruinen der von den Paulistanern (1632 bis 1635) zerstörten Jesuitenreduktion Loreto de Pirapó (an der Einmündung des Rio Pirapó in den Paranapanema) ein Aldeamento für sie und verwandte Guaranies einrichten, das wegen seiner ungünstigen Gesundheitsverhältnisse im November 1862 etwas weiter stromaufwärts nach Santo Ignacio verlegt wurde und heute noch besteht. Durch große Vergünstigungen gelang es, verschiedene Cayuáfamilien dort anzusiedeln, aber die Hoffnung, den Stamm auf diese Weise der Zivilisation zuzuführen, ist nur teilweise in Erfüllung gegangen. Die Cayuás hängen zu sehr an ihrer Freiheit und empfinden jede Einmischung der Weißen als eine Beeinträchtigung ihrer Rechte. Die ihnen in den Siedlungen von Missionaren aufgedrängte Religion mit den vielen Andachtsübungen, die Vorschriften der monogamischen Ehe und der Bekleidung, die vermehrte Arbeit und die sonstige

besserten Abwandlungsformen und die neugeschaffenen

³⁾ Cayuá, aus Caá = Wald und awa = Mensch. In der Literatur finden wir den Namen in allen möglichen Schreibweisen, wie Cayuá, Cayguá, Caayguá, Cayaguá, Cagoá, Cayoá, Caygoá, Cayowá, Cayawá, Cainguá, Caa-úwa, Cahahyba, Cahuahiva, Cabaiva und Ubayha. Wenige Reisende sind mit den scheuen Cayuás in nähere Berührung gekommen; der einzige, der ausführlicher über sie berichtet, ist J. R. Rengger (Reise nach Paraguay, 1818 bis 1826, S. 101 bis 134, Aarau 1835), der acht Jahre als Arzt und Naturforscher in Paraguay lebte, und dessen Beschreibung, wie ich bei dem nach Paraná verschlagenen Stamme feststellen konnte, noch heute zutrifft.

⁴⁾ Martius führt in seiner „Wörterammlung brasilianischer Sprachen“ (S. 13 und 14, Leipzig 1867) ein Vokabular von 102 Worten auf, das F. de Castelnau („Expédition dans les Parties Centrales de l'Amérique du Sud, 1843—1847“, Bd. V, S. 282, Paris 1850) von einer bei den Guaycurús als Sklavin gehaltenen Cayuáindianerin aufgezeichnet hat und das sofort die große Ähnlichkeit der Cayuásprache mit anderen Guaraniendialekten dartut.

Eine ungleich reichere und die bis heute beste Wortsammlung der Cayuás konnte Theodoro Sampaio auf seiner Erforschung des Rio Paranapanema aufnehmen und veröffentlichen [Boletim (No. 4) da Comissão Geographica e Geologica do Estado de S. Paulo, S. 49 bis 66, S. Paulo 1890].

Wortbildungen der Abanheenga (Lingoa Geral) völlig fremd geblieben sind. Wir finden bei diesem Stamme noch die ebenso schwer nachzusprechenden, wie durch Buchstaben schlecht wiederzugebenden Nasal- und Gutturallaute mit den doppelten und mehrfachen Konsonantenverbindungen. Die Laute f, l, v und z fehlen ganz, das h wird immer nur leicht aspiriert ausgesprochen und kommt neben rein in allen möglichen Zusammensetzungen (gh, nh, ch, tch, ph) vor. Die Wilden zählen nur bis 6 (1 pten, 2 mocôe, 3 bohapuhy, 4 ironde, 5 tinerôe, 6 tenhoa); was darüber ist, wird einfach mit etâ (viel) bezeichnet oder, wenn sie ganz genau sein wollen, durch eine ein- oder mehrmalige Wiederholung der kleinen

schönen Zähnen besetzten Mund, dessen Unterlippe bei den Männern mit einem oft über 20 cm langen Tembetá (Abb. 6) geziert ist.

Das glatte, kohlenschwarze, 10 bis 20 cm lange, bei Frauen zuweilen noch länger gehaltene Haupthaar bedeckt die Stirn bis an die Augenbrauen, verbüllt die Ohren und fällt tief in den Nacken und ist so dicht, daß jede Kopfbedeckung überflüssig wird. Die Kahlköpfigkeit ist bei diesen Wilden unbekannt, und ergraute Haare gehören selbst im höchsten Alter zu den Seltenheiten. Das Ausrupfen der spärlichen Gesichts- und Körperhaare gilt ihnen als Schönheitsgesetz und wird stets geübt.

Die wilden Stammgenossen gehen völlig nackt, nur

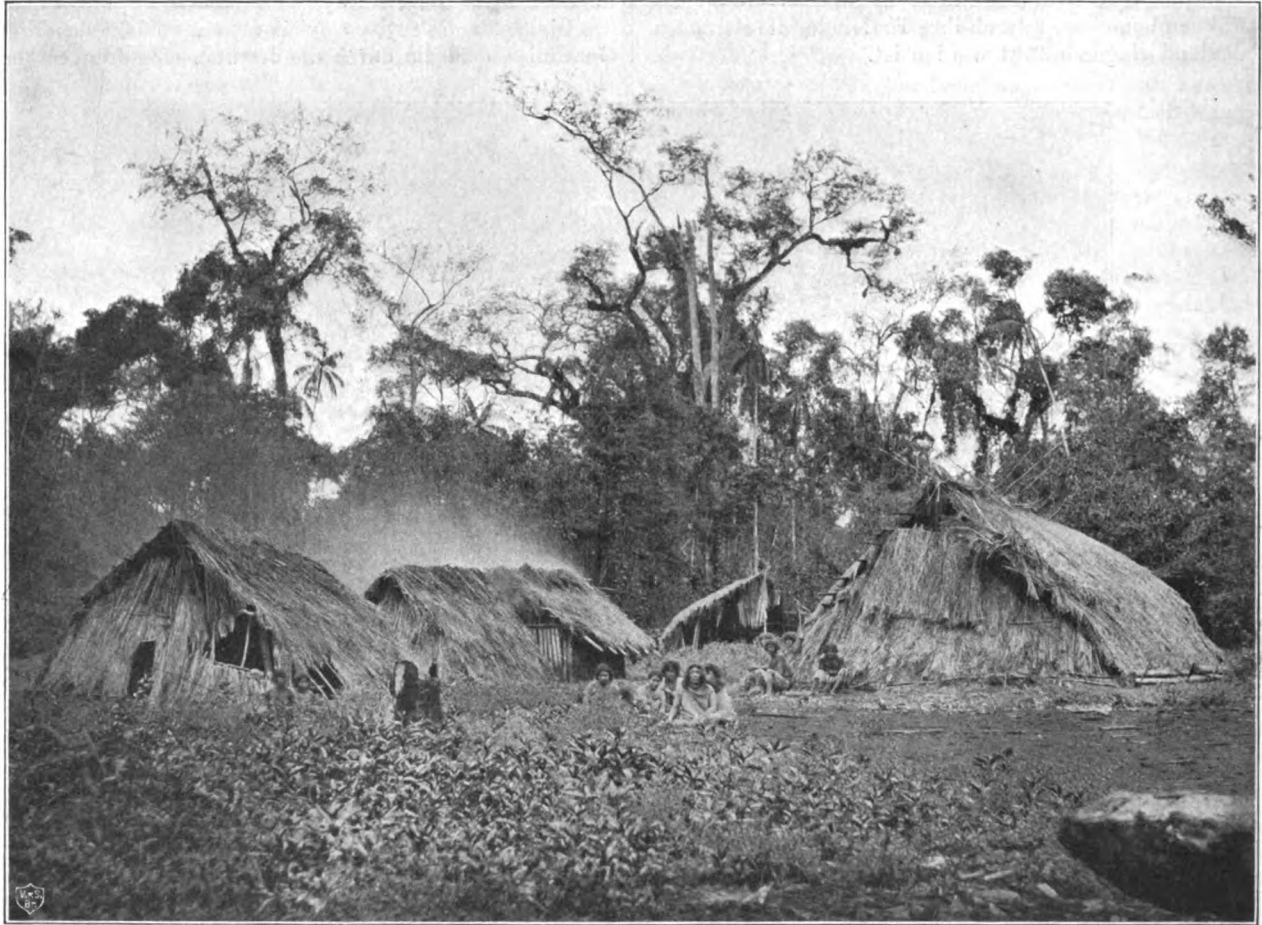


Abb. 2. Cayuá-Hütten.

Zahlen angegeben, die dann zusammengezählt werden müssen, aber nie über 10 oder 15 hinausgehen.

Die Zeit berechnen die Cayuás, wie übrigens auch viele andere Stämme, bei kleineren Perioden nach Monden (von Vollmond zu Vollmond), die Jahre dagegen bestimmen sie nach der Blüte der Algaroba, jenes Baumes, der ihnen die hochgeschätzten, zur Herstellung ihrer be rauschenden Getränke viel verwandten Schotenfrüchte liefert. Die Tageszeiten deuten sie nach der Höhe des Sonnenstandes, die nächtlichen Stunden aus der Stellung des Mondes.

Die Cayuás (Abb. 1) bilden einen kräftigen, gesunden Menschenschlag von mittelhoher Statur und schönem Wuchse und zeichnen sich durch eine helle, gelblich-braune Hautfarbe vorteilhaft vor anderen Indianern aus.

Das rundliche Gesicht zeigt regelmäßige Züge, geradestehende schwarze Augen, eine wohlgeformte, gerade oder leicht gebogene Nase und einen ziemlich breiten, mit

die Frauen pflegen einen kurzen Schurz aus Baumwolle oder Nesseltuch (tambeó) zu tragen. Der von frühester Kindheit an allen Witterungsunbilden ausgesetzte Körper ist außerordentlich abgehärtet und widerstandsfähig und Krankheiten selten unterworfen.

Die Cayuás sind friedliebend und vermeiden, ohne feige zu sein, jede Berührung mit den benachbarten feindlichen Stämmen und auch mit der weißen Bevölkerung, von der sie oft genug schlecht behandelt worden sind. Geräuschlos durchstreifen sie die Wälder nach Wild, Honig und Früchten und verständigen sich untereinander durch Tierstimmen, die sie meisterlich nachahmen. Trotzdem sie aus Vorsichtsgründen keine Wege und Pfade anlegen, finden sie sich überall mit Hilfe unauffälliger Merkzeichen leicht zurecht. Gesicht und Gehör sind bei diesem Jägervolk außerordentlich scharf ausgebildet, und in allen Leibesübungen leisten sie Vorzügliches. Sie laufen, springen und klettern höchst gewandt und werden

als Schwimmer kaum übertroffen. Neben dem Wald übt auch das Wasser eine bedeutende Anziehungskraft auf sie aus; sie fischen viel und legen in ihren kurzen, kräftigen Einbäumen weite Reisen zurück. Als Ruderer und Piloten sind die Cayuás viel begehrt, da sie die Fahrzeuge mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit durch die gefährlichsten Wasser und Stromschnellen bringen.

Die Nahrung dieser Waldindianer besteht hauptsächlich aus Wild und Fischen, die sie durch Jagd und Fang in reichlichen Mengen aufbringen. Sie sind durchaus nicht wählerisch und verzehren auch Schlangen, Krokodile, Eidechsen, Schildkröten, Käferlarven und ungefähr alles Lebende, was ihnen in die Hände fällt. Daneben sammeln sie wilden Honig und Früchte und vervollständigen ihre Küche mit Mais, Kürbis, süßen Kartoffeln und Mandioka, die sie in kleinen Pflanzungen kultivieren. Speziell der Mais (abati) ist ihnen als Nahrungsmittel und auch zur Bereitung berauschender Ge-

sind und für das Wohl der Gäste zu sorgen haben. Sie tragen saftige Fleischstücke herbei oder füllen die immer leeren Kalabassenbecher mit honiggesüßter Ahiva (aus Mais hergestellt) oder Chicha (aus Algarobaschoten oder Zuckerrohr), der die Männer stark zusprechen. Das tückische Getränk bringt die sonst so ernsten und schweigsamen Indianer bald aus Rand und Band, und da bei der ausgelassenen Lustigkeit der leicht zerbrechliche Lippenschmuck Gefahr läuft, beschädigt zu werden oder verloren zu gehen, ziehen die Weiber ihren Männern vorsichtigerweise das Zierstück aus der Lippe und legen es in einem Taquarabehälter sorgfältig beiseite.

Die Gelage dauern viele Stunden. Manche Zecher müssen schon bald den Platz räumen, aber die Trinkfesten halten stand, bis so ziemlich alles aufgezehrt ist. Bevor sie das Lager aufsuchen, gehen sie an den nächsten Bach, um zu baden und den erhitzten Körper abzukühlen.

Die Cayuás haben nie auf einer hohen Kulturstufe

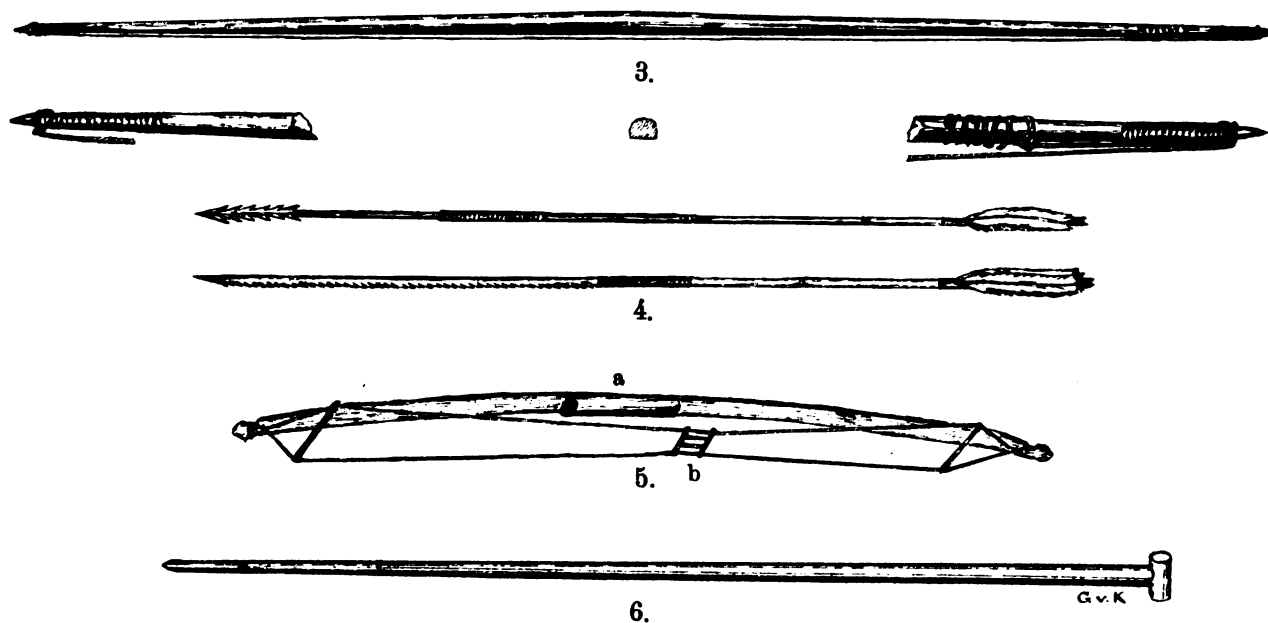


Abb. 3 bis 6. Waffen und Lippenschmuck der Cayuás.

3. Bogen ($\frac{1}{13}$ nat. Gr.), mit Querschnitt (Mitte), dem verstellbaren (links) und dem festen Sehnenende (rechts). 4. Krieger- und Jagdpfeile ($\frac{1}{13}$ nat. Gr.) 5. Bodoke ($\frac{1}{16}$ nat. Gr.), a Handgriff, b Kugelhalter. 6. Tembctá ($\frac{2}{5}$ nat. Gr.). — Sammlung des Verfassers.

tränke (ahiva) unentbehrlich. Maisfelder, die in erreichbarer Nähe der Cayuás liegen, sind vor ihren heimlichen Plünderungen niemals sicher, und das ist auch der Hauptgrund, weshalb die weißen Ansiedler auf diese Felddiebe so schlecht zu sprechen sind.

Mit Ausnahme von Früchten und Honig genießen die Wilden nur gekochte oder geröstete Speisen. Der Gebrauch des Salzes ist ihnen unbekannt.

Die Mahlzeiten sind an keine bestimmte Stunde gebunden. Solange sie reichliche Vorräte besitzen, essen sie viel und zu jeder Tageszeit; ist einmal das Jagdergebnis schlecht ausgefallen, so begnügen sie sich auch mit wenigen Früchten oder hungern mit derselben Gleichgültigkeit. Sie kennen keine Sorgen und sind stets gegen Laune; was der eine Tag nicht bringt, wird am anderen wieder nachgeholt. Ist einmal ein Tapir erlegt oder sonst reiche Beute gemacht, so ladet der glückliche Jäger seine befreundeten Stammgenossen ein, in fröhlicher Runde den Überfluß verzehren zu helfen.

Bei solchen Gelegenheiten vergnügen sich die Männer mit Gesang und Tanz, den sie mit klappernden Kalabassen begleiten, während die Weiber nur Zuschauer

gestanden, und in der Reihe der Guaraniavölker nehmen sie eine der letzten Stellungen ein. Ihre Anspruchslosigkeit und der leicht erreichbare Lebensunterhalt haben sie niemals zur Erhöhung ihrer Betriebsamkeit und Verbesserung ihrer Lage angespornt. Als nomadisches Jägervolk kennen sie keine festen Wohnsitze und beschränken ihre Gerätschaften auf das Allernotwendigste. Dadurch behalten sie die größte Beweglichkeit, können ihre Jagdgründe nach Belieben wechseln und sich auch ihren Feinden leichter entziehen.

Als Behausung dienen den Wilden einfache Hütten (ohy), die im Grundriß ein längliches Rechteck darstellen, mit einer Breite von 6 bis 8 m und einer Länge, die je nach der Zahl der Bewohner gewöhnlich gegen 8 bis 15 m ausmacht (Abb. 2). Das Hüttengestell besteht aus Taquara oder armdicken Stämmen, die in schräger Stellung eingerammt werden, derart, daß die beiden Längsseiten gegeneinander gestellt werden und eine Firsthöhe von 3,5 bis 5 m erreichen. Das Sparrenwerk wird mit Sipó festgebunden und mit Palmenblättern (Geonoma und andere Arten) oder Binsen bis auf den Boden herab gedeckt. Der Eingang, eine niedrige und ziemlich enge

Öffnung, ist meist in der Mitte einer Längsseite, seltener an einer Schmalseite angebracht.

Das Hütteninnere bildet einen einzigen Wohnraum mit geebnetem Boden und einer gemeinsamen größeren Feuerstelle (*tatá-ocú*) zum Kochen in der Mitte. Gewöhnlich ist jede Hütte von mehreren Familien bewohnt, die im bunten Durcheinander mit den verschiedensten Haustieren (Papageien und anderen gezähmten Waldtieren, bei vielen Horden auch schon Hunden) friedlich zusammenhausen. Die Cayuás schlafen in Hängematten (*kihá*), die sie in kurzen Abständen voneinander zwischen etwa meterhohen, fest eingerammten Pfählen aufhängen. In kühlen Nächten und auch in Krankheitsfällen wird unter jeder Hängematte ein kleines Schmauchfeuer zur Erwärmung der Schläfer unterhalten.

Es ist merkwürdig, wie diese sonst so abgehärteten Menschen sich an den Gebrauch des Feuers gewöhnt haben. Selbst auf ihren Reisen führen sie glühende Holzkohlen in Tongefäßen mit sich, um jederzeit das unentbehrliche Lagerfeuer entzünden zu können.

Unter Führung eines Kaziken bilden die Cayuás kleine Verbände, die ihre Hütten gruppenweise (*tába*) im tiefen Wald, aber stets in der Nähe des ihnen unentbehrlichen Wassers anlegen. Die mit vieler Umsicht gewählten Wohnplätze werden in unsicheren Gegenden mit Dornverhauen oder Pallisaden gegen etwaige feindliche Überfälle geschützt.

Jede *Tába* unterhält eine kleine Pflanzung (*cohy*) mit Mais, Mandioka, Kürbis, süßen Kartoffeln; stellenweise kultivieren sie auch Zuckerrohr, Baumwolle, Bananen und andere Früchte. Um die wilden Tiere von den Kulturen abzuhalten, zäunen sie diese ein und legen in den mit Absicht offen gelassenen Stellen große Fallgruben an oder Schlingen, die täglich nachgesehen werden und gute Beute liefern.

Der geringe Hausrat besteht aus Hängematten (gewöhnlich aus Baumwolle), Netzen (aus Caraguatá- oder Palmenfasern), Körben, Kalabassen und den verschiedenen Tongefäßen, die zum Kochen der Speisen, zur Aufbewahrung von Wasser und Honig und Herstellung der Getränke benutzt werden und auch sonst eine vielseitige Verwendung finden. Alle diese in einfachen Formen gehaltenen Geräte werden von den Frauen angefertigt, die in der Töpferei, Flecht- und Webkunst recht geschickt sind.

Die gewerblichen Erzeugnisse der Männer beschränken sich auf Waffen und Kanús, wobei die von ihren Vorfahren überlieferten Formen und Herstellungsweisen hartnäckig festgehalten werden und fremde Einflüsse sich selten geltend machen.

Als wichtigste Jagdwaffen führen die Cayuás Bogen und Pfeile, die in ihren geübten Händen auch im Kriege nicht zu verachten sind. Der über mannshohe (1,90 bis 2,20 m) Bogen (*grapá*, Abb. 3) ist aus stark federndem Palmenholz⁵⁾ gearbeitet, ganz gerade, zylindrisch abgerundet, mit einer starken Abplattung an der Sehnen- seite, in der Mitte am dicksten und nach den beiden in Spitzen auslaufenden Enden bedeutend verjüngt. Als einzige Verzierung sind die Enden des sorgfältig geglätteten Bogens auf einer zwischen 12 bis 30 cm differierenden Länge mit *Imbira* (dem Bast der Luftwurzeln verschiedener Aroideen — *Sipó-imbé*) umwickelt.

Die aus Tucum- oder Caraguatáfasern feingedrehte, vielfädige Sehne ist in Schlingen, wovon die eine ver-

stellbar, über die Bogenspitzen gezogen und durch einen kleinen Wulst am Aufrutschen verhindert.

Die 1,45 bis 1,60 m langen Pfeile (*uhé*, Abb. 4) besitzen stets einen kräftigen Taquaraschaft, in dem die aus Palmenholz verfertigte Spitze sorgfältig mit Wachs eingelassen und außen mit *Imbira* umwickelt ist. Früher trugen diese Spitzen nur wenige Widerhaken (ein- oder zweiseitig); seitdem die Cayuás aber im Besitze von Messern sind, hat die Länge der Pfeilspitzen (bis 70 cm, also fast die Hälfte des Pfeiles) und vor allem die Zahl der Widerhaken (einseitig, bis 68 Haken) ganz bedeutend zugenommen.

Zur Befederung ihrer Pfeile wählen die Wilden mit Vorliebe die gegen 20 cm langen roten und blauen Flügelfedern der großen Papageiarten (*Araras*), die sie in kurzem Abstände über der Sehnenkerbe mit feinem Baumwollgarn anbringen.

Zu Übungszwecken benutzen sie einfache, hakenlose Pfeilspitzen.

Eine bei verschiedenen Indianerstämmen im Stromgebiete des La Plata vorkommende eigenartige Jagdwaffe ist der *Bodoke*, eine an einem Bogen befestigte Kugelschleuder (Abb. 5). Der etwas über meterlange Bogen besteht aus einem etwa 3 cm dicken, geschmeidigen Knüppelholz (*Myrtaceen* u. a.), das bis auf den 15 bis 20 cm breiten Griff (Abb. 5a) in der Mitte halbiert ist. An den Bogenenden sind scharfe Einschnitte zum Aufstecken der aus zwei Schnüren hergestellten Sehne, die den Kugelhalter (Abb. 5b) trägt.

Als Geschoß dienen Kugeln aus gebranntem Ton oder rundliche Kieselsteine von 2 bis 3 cm Durchmesser. Während der Jäger den Bogen mit der linken Hand hält, legt er die Kugel (zuweilen auch mehrere kleine zusammen) auf den vom Daumen und Zeigefinger der rechten Hand ergriffenen Halter, zieht die Sehne straff an und schleudert dann durch Loslassen das Geschoß mit Wucht auf das Ziel. Die Indianer besitzen eine erstaunliche Sicherheit mit dieser Waffe, die sie bei der Jagd auf Kleinwild und Vögel selbst auf bedeutende Entfernungen erfolgreich verwenden.

Um die Spannkraft des Bogens nicht zu beeinträchtigen, wird die Sehne bei Nichtgebrauch durch Aushaken und Aufrutschen des einen Endes gelockert.

Als weitere Waffen führen die Wilden roh bearbeitete Keulen und Spieße und sollen stellenweise auch noch Steinbeile besitzen, die aus früheren Perioden stammen. Sonst ist die Zeit der Steinwaffen bei diesen Indianern längst vorüber, seitdem sie durch Tauschhandel in den Besitz von eisernen Geräten gelangt sind, die ihnen ihre Arbeit wesentlich erleichtern.

Von größter Wichtigkeit für die Cayuás sind die *Kanús* (*ubá*, *ygá*), ziemlich kurze (gewöhnlich 2,5 bis 4 m lang) und plumpe Einbäume, mit denen sie monatelange weite Reisen unternehmen. Zum Erforschen neuer Jagd- und Fischgründe, zum Besuch von entfernt wohnenden Verwandten oder Freunden benutzen diese Indianer fast ausschließlich die Wasserstraßen, namentlich zur Zeit, wenn die Flüsse voll und die Stromschnellen und Fälle leichter zu passieren sind. Bei solchen Fahrten wird die ganze Familie im Kanú untergebracht, und der Mann übernimmt es, aufrecht stehend, durch kräftiges Einsetzen eines ziemlich breiten, in einen dünnen Handgriff auslaufenden Ruders (*urapé*) das Fahrzeug vorwärts zu bringen. Durch eine gute Balancierung seines Körpers hält er das Gleichgewicht des leicht beweglichen Kanús, das dem geschickten Ruderer willig nach jeder Richtung folgt. Geht es talwärts, so treibt der Cayuá sein Boot auf die Mitte des Flusses, wo es mit der Strömung fortgerissen wird und oft eine erstaunliche Geschwindigkeit

⁵⁾ Bogen, Keulen und Pfeilspitzen der Cayuás sind gewöhnlich aus dem Holze der Carnahyba- oder Carandápalme (*Copernicia cerifera*, Mart.), seltener der Sirivapalmen (*Guiljelma insignis*, Mart., und *G. macana*, Mart.) gearbeitet.

erzielt; muß es aber flussaufwärts fahren, so sucht er dicht am Ufer entlang seinen Weg.

Um ihre Anwesenheit nicht durch die Kanús zu verraten, bewahren die Wilden sie gewöhnlich an einer durch Binsen und Rohr verdeckten Örtlichkeit auf oder ziehen sie aufs Land; müssen sie aber eine Gegend auf längere Zeit verlassen, ohne daß sie ihre Fahrzeuge mitnehmen können, so versenken sie diese in den Fluß, um sie nach der Rückkehr wieder zu heben.

An Schmucksachen wird bei diesen Waldindianern wenig gefunden. Die Weiber besitzen meistens eine Halskette aus bunten Samenkernen, Zähnen oder dergleichen, während die Männer den langen Tembetá in der Unterlippe tragen und bei festlichen Gelegenheiten, außer der Bemalung des Körpers, auch zuweilen federgeschmückte Kopfreifen und Armbänder benutzen.

Der bei vielen Indianern übliche Lippenschmuck ist ein charakteristisches Stammabzeichen, das innerhalb einer Horde konstante Formen, bei den verschiedenen Stämmen aber in Zeichnung und Material die größten Unterschiede aufweist.

Die Tembetás der Cayuás (Abb. 6) haben die Form eines bis 25 cm langen, fast bleistiftdicken Kiels und sind aus dem goldgelben, bernsteinähnlichen Harze der Guassatunga, seltener aus dem gelblichweißen Jatobáharz hergestellt. Zur Anfertigung des stolzen Männer schmuckes bohren die Wilden den Baum an und bringen einen Taquarahalm derart an, daß das reichlich austretende flüssige Harz durch eine Öffnung das hohle Stengelstück ausfüllt und dort erhärtet, wodurch der lange, zylindrische Kiel entsteht, dem als Halter ein kleines Querstück aufgekittet wird. Dieser Harzschmuck ist sehr hart, zerspringt aber wie Glas und wird deshalb sorgfältig aufbewahrt und nur bei besonderen Gelegenheiten getragen.

Was die ehelichen Verhältnisse betrifft, so leben die wilden Cayuás vielfach in Polygamie, eine Sitte, die den Aldeados nicht gestattet ist. Die Mädchen heiraten mit dem 11. oder 12., die Männer selten vor dem 17. oder 18. Jahre. Die Ehe wird, nachdem der Freier sich mit dem Vater seiner Erbkoren durch Geschenke verständigigt hat, ohne weitere Förmlichkeit geschlossen und kann jederzeit ebenso leicht gelöst werden. Die Mädchen werden bei dem Handel nie um ihre Meinung befragt, und die Frauenwürde bringt auch keine Änderung in die niedrige Rolle, die das Weib bei den Indianern spielt. Mit großer Geduld und Ergebenheit wissen die Frauen sich den Gatten so anzupassen, daß Ehescheidungen selten vorkommen, und selbst wenn ein Mann nach und nach mehrere Weiber nimmt, leben sie in verträglichster Weise miteinander und unterstützen sich gegenseitig bei den häuslichen Arbeiten.

Die Nachkommenschaft ist gering, selten daß eine Frau mehr als zwei oder drei Kinder hat. Die Mutter ist sehr zärtlich mit dem unbeholfenen Sprößling, den sie auf weiche Fellager bettet und bei ihren Ausgängen in einem Korb auf dem Rücken mit sich schleppt. Täglich bringt sie das Kind in das kalte Flußbad und sieht darauf, daß es gleichzeitig mit dem Gehen auch das Schwimmen lernt. Die Frauen dehnen die Stillungsperiode auf mehrere Jahre aus, um dadurch eine neue Schwangerschaft möglichst lange zu verhindern. Die Kleinen werden nie gezüchtigt, schreien wenig und ertragen Schmerzen und Unbequemlichkeiten mit Ruhe.

Die Kinder gehen völlig nackt, erst mit Eintritt der Pubertät erhalten die Mädchen einen kleinen Schurz. Die Knaben üben sich von frühester Jugend an im Waffengebrauch, Fischen und Fallenstellen. Mit dem

siebenten oder achten Jahre wird den halbwüchsigen Jungen die Unterlippe zur Aufnahme des Tembetás feierlichst durchlocht, und von da an begleiten sie die Männer vielfach auf den Ausflügen, während die Mädchen unter Führung der Weiber die häuslichen Gewerbe spielend erlernen und auf den Frauenberuf vorbereitet werden.

Die Cayuás erreichen ein ziemlich hohes Alter und werden wenig von Krankheiten geplagt. Verkrüppelungen oder Gebrechen irgend welcher Art werden fast nie unter ihnen beobachtet. Für die Behandlung von Wunden und inneren Krankheiten benutzen sie Heilmittel aus dem Pflanzenreiche, mit denen sie gute Erfolge erzielen. Nur den von der zivilisierten Bevölkerung oft übertragenen Blattern stehen sie ratlos gegenüber. Diese unheimliche Krankheit fordert viele Opfer unter ihnen und veranlaßt ganze Tribus zur schleunigsten Abwanderung in andere Gegenden.

Während die Wilden den Tod einer Frau oder eines Kindes wenig beklagen, wird der verstorbene Mann sowohl von seiner Familie als auch von seinen Freunden und Genossen durch Trauerfeste verherrlicht. Ihre Toten begraben sie weitab vom Wohnorte, an heimlichen Stätten, über die sie den Fremden mißtrauisch jede Auskunft verweigern. Selbst durch größere Geschenke konnte ich die Leute zu keiner näheren Aufklärung bewegen. Sie sollen den Leichnam in einer Hängematte hinaustragen und ihn darin eingehüllt in hockender Stellung unter einem großen, umgestülpten Tongefäß (igaçaba) beerdigen, eine Sitte, der von vielen Forschern die Bedeutung beigelegt wird, es solle das Tongefäß den Geist des Verstorbenen in die Erde bannen und sein Erscheinen an der Oberfläche verhindern. Diese Deutung trifft aber hier nicht zu. Ich bin mit vielen Guaraniestämmen zusammengekommen, die ihre Toten bald unter, bald in einer mit einem Deckel verschlossenen Igaçaba bestatten, lediglich zu dem Zwecke, um den Leichnam bei der geringen Grabtiefe gegen das Auswühlen durch wilde Tiere, wie die verschiedenen Tatús und Raubtiere, zu schützen.

Von einer eigentlichen Religion kann bei den Cayuás keine Rede sein. Sie sind lediglich abergläubisch und haben dunkle Vorstellungen von einem guten und einem bösen Wesen, die sie fürchten, aber nicht verehren. Wenn in finsterner Nacht der grollende Donner durch die Wälder hallt, der heulende Sturmwind die Baumgipfel peitscht, der tückische Jaguar brüllend die Hütten umschleicht, eine aufgeschreckte Affenschar schreiend davonflüchtet, der Kauz mit wehklagendem Ruf seinen Gefährten lockt: immer ist es Anhangá, der böse Geist, der umgeht. Inhandidjäre aber ist das Prinzip des Guten und des Glückes, das die armen Indianer gegen alles Ungemach schützt, das die Fallen und Schlingen mit Wild füllt, die Fische gegen die Netze blind macht, überhaupt alle Jagd- und Kriegserfolge beschert.

Unter den Halbzivilisierten sind viele schon getauft und tragen christliche Vornamen, sie hängen sich auch wohl eine messingene Heiligenmedaille als Talisman um den Hals, stellen ein federgeschmücktes Holzkreuz in der Hütte auf und nennen Tupá ihren Gott, sind äußerlich, aber auch nur äußerlich, Christen, während sie im Herzen Heiden geblieben sind und von der Religion die verwirrtsten Vorstellungen haben.

Die Cayuás haben nie zur Beunruhigung der Weißen beigetragen, ein Grund, weshalb man sie in ihren Gebieten ruhig hausen läßt. Solange es geht, weichen diese scheuen Menschen der Kultur aus, aber die Zeit wird nicht mehr fern sein, wo sie sich der Zivilisation unterwerfen müssen. Ob dies ein Glück für sie sein wird, ist eine andere Frage.